

# Die Pringsheims auf Reisen: Zwei Feuilletons der Schwiegermutter von Thomas Mann, Hedwig Pringsheim

NIKOLA KNOTH

Nur 3 Sommer – von 1930–1932 – konnte die Familie von Thomas Mann unbeschwerte Ferien in Nidden verbringen. Nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten verloren die Manns nicht nur ihr Münchener Anwesen, sondern mussten auch ihr Niddener Feriendomizil aufgeben. Einmal – im ersten Sommer kurz nach beendigem Hausbau 1930 – weilten auch die inzwischen betagten Eltern von Katia Mann – Hedwig (1855–1942), geborene Dohm, und Alfred Pringsheim (1850–1941) – hier an diesem schönen Ort. Verbürgt ist, dass man den 80. Geburtstag von Alfred Pringsheim (2.9.) zusammen feierte.

Noch einmal begaben sich also die unternehmungslustigen Pringsheims – wie so viele Sommer zuvor – auf eine größere Reise: von München ging es mit dem Schlafwagen über Berlin nach Königsberg, weiter nach Cranz, dann mit dem Schiff und schließlich mit der Pferdekutsche. <sup>1</sup>Gerade erst waren die Pringsheims aus Bayreuth zurückgekehrt. <sup>2</sup>Diesen letzten Besuch der Ringfestspiele, „ein Abschied für immer“, wie Hedwig Pringsheim im Zusammenhang mit dem Tod von Siegfried Wagner

<sup>1</sup> Eine Reisebeschreibung „Wir reisen nach Nidden“ aus der Feder von Hedwig Pringsheim ist im Juli 1931 im Leipziger „Reclams Unisversum“ erschienen. Abgedruckt ist dieser Text bei Frido Mann, *Mein Nidden*. Auf der Kurischen Nehrung, Hamburg 2012, S. 62ff.

(4. August 1930) bemerkte, beschrieb sie noch kurz vor der Abreise nach Nidden in einem in der Berliner „Vossische Zeitung“ abgedruckten Feuilleton „Bayreuth einst und jetzt“ (16.8.1930), siehe der Text unten.<sup>1</sup> Diesem Text verdanken wir wichtige Informationen über die frühen Beziehungen des Wagnerbegeisterten Gatten Alfred Pringsheim und des Vaters Ernst Dohm (1819–1883), der jahrelang einem Berliner Richard-Wagner-Verein mit vorstand, zum Hause Wahnfried und Richard Wagner.

Seit 1929 veröffentlichte die seit Jahrzehnten mit ihrer Familie in München lebende Hedwig Pringsheim in unregelmäßigen Abständen im Beilagenblatt der bürgerlich-liberalen „Vossischen Zeitung“ Erinnerungstexte. Insgesamt sind bislang 11 Feuilletons – zwischen 1929 und 1932 erschienen – aus der Feder der Hedwig Pringsheim für die „Vossische Zeitung“ bekannt.<sup>2</sup> Das kultur-journalistisch anspruchsvolle „Unterhaltungsblatt“ der „Vossischen Zeitung“ erschien täglich mit einem Umfang von zwei bis maximal vier Seiten und enthielt neben Meldungen aus Kunst und Kultur vor allem Theaterkritiken, Aufsätze, Feuilletons und Essays sowie als ständige Rubrik einen Fortsetzungsroman. Autoren wie Bert Brecht, Kurt Tucholsky, Erich Maria Remarque, Hans Fallada, Gerhart Hauptmann, Arthur Schnitzler, Vicki Baum – um nur einige Namen zu nennen – hatten hier veröffentlicht. Schwiegersohn Thomas Mann schrieb seit Jahren in der „Vossischen Zeitung“ und Enkel Klaus Mann debütierte hier als 17-Jähriger im Mai 1924 mit der Erzählung „Nachmittags im Schloss“. Auch die Mutter der Hedwig Pringsheim-Dohm, die Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Hedwig Dohm (1831–1919), hatte mehrmals für die „Vossische Zeitung“ geschrieben und Anfang Juni 1919 erschien hier kurz nach ihrem Tod der letzte Text „Auf dem Sterbebett“. Wie der Enkel Golo Mann später erinnerte, war wohl ein größerer Erinnerungsband der Großmutter Hedwig Pringsheim geplant.<sup>3</sup>

1 Für weiterführende Informationen zur Rolle von Richard Wagner in der Familie Pringsheim sei das jüngst von Egon Voss herausgegebene Buch „Alfred Pringsheim – der kritische Wagnerianer. Eine Dokumentation“, Würzburg 2013, empfohlen.

2 Vgl. Hedwig Pringsheim-Dohm, Häusliche Erinnerungen. 11 Feuilletons der Schwiegermutter von Thomas Mann in der „Vossischen Zeitung“ 1929–1932, Berlin 2005.

3 Golo Mann, Erinnerungen und Gedanken. Eine Jugend in Deutschland, Frankfurt/Main 2001, S. 220.

Die Texte der Hedwig Pringsheim zeugen nicht nur von ihrem Schreibtalent und dem sicheren Gefühl für Situationskomik, sondern sie bieten auch Einblicke in das Leben von Bildungs- und Großbürgertum ab Mitte des 19. Jahrhunderts. So erinnert sich Hedwig Pringsheim an ihre Berliner Kindheit und Jugend, stellt uns ihre bekannten Eltern, Hedwig Dohm, geborene Schleh, und den Satireblatt-Redakteur Ernst Dohm (geboren als Elias Levy), sowie deren Freundeskreis näher vor, plaudert vergnügt aus der „Schule“ und beschreibt witzig und pointiert prägende Begegnungen mit bekannten Zeitgenossen (u.a. Franz Liszt und Richard Wagner). Einige dieser Texte (vor allem über die Eltern Dohm) sind inzwischen zu wichtigen biografischen Quellen in der Thomas-Mann-Forschung über die Herkunftsfamilie der Katia Mann, geborene Pringsheim, sowie der Kinder von Katia und Thomas Mann geworden.

In einem Feuilleton beschreibt Hedwig Pringsheim einige für die damalige Zeit des ausgehenden 19. Jahrhundert noch recht ungewöhnliche Fahrradreisen mit dem Gatten und den älteren Söhnen Erik (geboren 1880), Peter (1882) und Heinz (1883) durch halb Europa. Die Pringsheims bevorzugten offensichtlich den aktiven Urlaub. Frauen wie Hedwig Pringsheim – gar in Hosen fahrend – waren zu diesem Zeitpunkt allerdings die absolute Ausnahme. Einmal mehr gewinnen wir hier Einblick in die faszinierende Lebenswelt dieser berühmten Familie.

Im Folgenden nun die zwei oben erwähnten Feuilletons der Hedwig Pringsheim nach den Original-Texten des Jahres 1930. Im Wesentlichen folgte der hier vorliegende Abdruck der Texvorlage der „Vossischen Zeitung“, nur ausgesprochene Druckfehler wurden berichtigt.

## **BAYREUTH EINST UND JETZT<sup>1</sup>**

Es sind nun vierundfünfzig Jahre, daß ich zum erstenmal in Bayreuth war. Ich gehöre also zu den sagenhaften ältesten Leuten, die die ersten Aufführungen der Nibelungen im Jahre 1876 dort erlebt haben. Daß mein Vater sowohl wie mein späterer Gatte schon im Jahre 1872 den Grundstein des Festspielhauses legen halfen, kommt nicht auf mein Konto. Ich war 1876 als ganz junge Schauspielerin in Meiningen, als mein Vater, intimster

<sup>1</sup> Vossische Zeitung. Unterhaltungsblatt, 16.8.1930.

Freund der Familie Wagner, Präsident des Berliner Wagner-Vereins und leidenschaftlicher Vorkämpfer der damals noch so heftig angefeindeten Kunst von Richard Wagner, der während der ganzen Festspielzeit in Bayreuth weilte, mir ebenfalls eine Einladung dorthin verschaffte.

Vater war täglicher Mittagsgast, und so war es selbstverständlich, daß auch ich während der ganzen Woche meines Aufenthalts mit eingeladen war. Der Familienkreis machte einen durchaus gemütlichen, behaglichen Eindruck. Richard Wagner sprach ein unverfälschtes Sächsisch und erzählte manch lustige Anekdote; Frau Cosima, durchaus grande dame, präsierte mit Anmut und Sicherheit; von den Kindern nahm nur ihre älteste Tochter Daniela, damals ein Backfisch, an den Mahlzeiten teil, die andern waren noch zu jung – Siegfried war ja erst sieben Jahre alt – und tauchten nur vorübergehend auf. Ich erinnere mich deutlich, daß, als Daniela nach beendeten Ferien in ihr Dresdener Pensionat zurück mußte, Mutter wie Tochter durchaus bürgerliche Abschiedstränen vergossen.

Die Abendempfänge in Wahnfried aber waren überaus interessant und glänzend; alles, was gut und schön und teuer war, fand sich da zusammen. Und das will etwas besagen; denn Bayreuth war damals noch nicht wie in späteren Jahren ein beliebter Ausflugsort für Marienbader und Kissinger Kurgäste, die dies Amusement in Touristenanzügen ebenso mitnahmen; oder wie heute der Treffpunkt eines internationalen Reisepublikums, von Cook oder von amerikanischen Agenturen in Enterprise genommen; sondern es war die Elite der musikalischen und intellektuellen Welt, die dieses wunderbare Erlebnis als etwas Einzigartiges und Niedagewesenes mit Andacht und hingebender Verehrung dort in sich aufnahm. Es konnte ja wohl jeder für das Opfer von ein paar hundert Mark „Patron“ und dadurch Zuhörer werden; aber es rekrutierten sich ja auch die „Patrone“ fast ausschließlich aus den Kreisen der wirklich Interessierten; Wagner-Snobismus gab es in dieser Zeit wohl kaum. Anders als in festlicher Kleidung das Theater zu betreten, hätte für unstatthaft gegolten.

Ich entsinne mich einer Soirée, in der Franz Liszt, Vater und Schwiegervater des Hauses, wunderbar spielte. Ich saß im Nebenzimmer mit der überlebensgroßen, bildschönen Gräfin Hildegard Usedom, außer mir wohl dem einzigen jungen Mädchen der Gesellschaft, die ganz ungeniert und so unpassend laut mit mir plauderte, daß Frau Wagner plötzlich erregt eintrat, den Finger an den Mund legte und uns ärgerlich um Ruhe ersuchte.

Mir war das sehr peinlich, aber Gräfin Hildegard flüsterte mir zu „Da sieht man doch, daß sie nicht guter Herkunft ist.“ Mein Gott: *ihr* Vater war zwar preußischer Gesandter in Florenz gewesen, aber Frau Cosima war die Tochter von Franz Liszt und der Gräfin D’Agoult, eine Herkunft, die wohl höher zu werten ist, als die mancher „im trägen Ehebett gezeugten“ Gräfin. Diese selbige Hildegard sagte, als nach der „Walküre“ Frau Wagner an ihr vorbeiging: „Ach, Meisterin, ich habe soviel geweint!“ und ich hörte, wie die ihr erwiderte: „Da nehmen Sie sich nur in acht, daß es Ihnen nicht ebenso geht.“ Der Meisterin saß also manchmal auch der Schalk im Nacken.

Es waren an jenem denkwürdigen Abend viele interessante Persönlichkeiten in Wahnfried: mein Chef, der Herzog von Meiningen, mit seiner Frau, Frau von Schleinitz, die wunderschöne Gräfin Dönhoff (noch nicht Fürstin Bülow), Graf Dankelmann, der so herrlich Siegfrieds Abschiedsgesang aus der „Götterdämmerung“ sang, Riemann und Betz und viele andere.

Der kleine Dr. Alfred Pringsheim aber, mit dem ich mich eben in aller Heimlichkeit verlobt hatte, wurde nicht mehr eingeladen, obgleich er von Anbeginn an zu den leidenschaftlichsten, eifrigsten und tätigsten Wagnerianern gehört hatte. Der Meister hatte sich mit dem jungen Anbeter, dem er auch zu sämtlichen Proben Zutritt gegeben, den er zu weiten Spaziergängen mit ganz intimen Unterhaltungen abgeholt hatte, förmlich angefreundet, soweit es der Unterschied des Alters und der Lebensleistung eben zuließ; und dann kam diese „Schoppenhauer“-Geschichte und machte der ganzen Herrlichkeit ein Ende. Und das war so:

Bei dem berühmten „Angermann“, einer Bierkneipe, in der sich alles, was ein bißchen was war, traf: Künstler, Journalisten und ähnliche hohe und höchste Herrschaften, hatte eines abends ein Berliner Kritiker sich in hämischen Bemerkungen über Wagner ergangen: das ganze Bayreuth sei purer Schwindel, er mache sich anheischig, mit einem einzigen Straußschen Walzer die ganze Sippe vom Festspielhügel herunterzulocken, und so fort in dem Ton. Der junge Dr. Pringsheim, in seinen heiligsten Gefühlen aus tiefste verletzt, verbat sich diese mehr als ungehörige Sprache, ein Berliner Professor Leo mischte sich in diese Kontroverse, zieh den Enthusiasten der Feigheit, im Schutze eines ganzen Kreises von Wagnerianern einen einzelnen anzugreifen, und als nach einem unerquicklichen Hin und Her der Berliner Professor den Dr. Pringsheim fragte, beim wievielten Glase Bier

er sei, da eins schon zuviel für ihn zu sein scheine, und ein Dritter einwarf: „Und das läßt der Junge sich gefallen!“ erwiderte „der Junge“: „Durchaus nicht!“ Und warf dem Professor Leo sein Bierseidel an den Kopf. Die Sache machte unliebsames Aufsehen, wurde in gehässiger und völlig entstellter Darstellung durch die Presse verbreitet, Wiener Journalisten telegrafierten an die Zeitungen: „Auf den Straßen von Bayreuth ist bereits Blut geflossen“, und da Dank vom Hause Wagner nie die stärkste Seite dieser Familie war, sie vielleicht auch unangenehme Folgen für sich davon befürchtete, wurden damit die Beziehungen zu dem leidenschaftlichen Verehrer, dem Treuesten der Treuen, ein für allemal schroff abgebrochen. Das Blut, das geflossen war – mein Gott, dem Professor wird die Nase geblutet haben! – hatte für ihn selber ein unblutiges Duell mit dem präsidenten Schwiegersohn des Betroffenen und den nun wohl allmählich in Vergessenheit geratenen Spitznamen „Schoppenhauer“ zur Folge. Für mich aber, die ich bei unseren zahllosen späteren Besuchen in Bayreuth nun nicht mehr als Tochter von Vater Dohm, sondern als Frau von Schoppenhauer-Professor Pringsheim auftrat, die selbstverständliche Konsequenz, daß auch ich Haus Wahnfried nie wieder betreten habe.

Ja, das sind nun 54 Jahre her! Und dieses Jahr beschlossen wir, nach langer Pause noch einmal nach Bayreuth zu gehen, um ein Wiedersehens- und Abschiedsfest dort zu feiern. Als wir am Montag, dem 4. August, nachmittags um vier ankamen, flatterten die Fahnen lustigen Willkommensgruß in der festlich geschmückten Stadt. Zwei Stunden später sanken sie auf Halbmast, die meisten Häuser zogen schwarze Trauerflaggen auf: das bang Gefürchtete war Ereignis geworden, Siegfried Wagner war gestorben! Die ganze Stadt lag unter dem schmerzlichen Druck dieses Todes, der unter Umständen den Tod der Festspiele und somit das Ende des Glanzes von Bayreuth bedeuten, Bayreuth in das Schicksal einer kleinen, verschlafenen Provinzstadt zurückversetzen könnte. Von dem Kummer über das Ableben von Siegfried, der ein gütiger, allgemein beliebter Mensch gewesen zu sein scheint, ganz abgesehen.

Im Publikum auf dem Festspielhügel merkte man wenig von dieser gedrückten Stimmung. Schließlich: was ging all diese Ausländer, zumeist Amerikaner, auch Siegfried Wagners Tod an? Die Festspiele, derentwegen man von weither angereist gekommen, blieben für diese Spielzeit ja gesichert, das Weitere würde sich finden. Der „Tannhäuser“ nahm den

gewohnten Verlauf; nur als nach dem ersten Akt einige unberufene Hände den Versuch machten, zu klatschen, wurden sie sofort durch Zischen zur Ruhe verwiesen. Mit Recht. In einem Hause, auf dem zum Zeichen der Trauer tragische schwarze Fahnen wehen, ist kein Raum für jubelnde Freudenausbrüche. Und so blieb es während der drei Vorstellungen, denen wir beiwohnten, und die der feierlichen Beisetzung vorangingen. Haus Wahnfried blieb hermetisch verschlossen, von der Familie war niemand zu sehen, die Freunde und Verehrer gingen in stummer Trauer einher.

Aber wie war alles seit meinem ersten Erlebnis von Bayreuth verändert! Die Festspiele sind mondäne Veranstaltungen geworden, die gewiß von sehr vielen noch aus tiefster Seele und aus tiefstem Gemüt wehevoll genossen werden; aber ich wurde im ganzen den Eindruck einer internationalen Gaudi nicht los. Seitdem Wagner in allen Opernhäusern ersten Ranges in durchaus würdiger, vornehmer Form zur Aufführung kommt, ist ja auch die Weihe des Einmaligen, Einziges geschwunden, sogar die Existenzberechtigung von Bayreuth vielleicht in Frage gestellt: womit ich beileibe kein Urteil aussprechen möchte.

Es wimmelte gewiß auch diesmal von Prominenten aller Art, man zeigte mir Königinnen und exotische Prinzessinnen. Ein kleines Erlebnis dieser Art, das mir zum Amusement diente, sei zum Schluß noch erzählt. In „Tristan und Isolde“ saß vor mir ein älterer Herr, der mich durch eine ziemlich hohe spitze schwarze Mütze, die er sich zu Beginn jedes Aktes aufstülpte, erheblich störte, so daß ich mir vornahm, ihn im nächsten Zwischenakt zu ersuchen, sie abzunehmen. Er hatte jedoch ein so liebes, freundliches Gesicht, daß ich es unterließ, ihn aber, der mit seinen drei Damen sich lebhaft in einer mir gänzlich unbekanntem Sprache unterhielt, zur Befriedigung meiner Neugier höflich auf französisch fragte, welcher Sprache er sich eigentlich bediene. Er lächelte liebenswürdig und erklärte mir, es sei griechisch. Die älteste seiner Begleiterinnen fragte mich, ob ich auch wisse, mit wem ich da spreche: „Mais non, Madame“ „C'est M. Venizelos.“ Ich errötete von Verlegenheit, stammelte eine Entschuldigung wegen meiner Indiskretion, aber Venizelos, den der kleine Zwischenfall wohl amüsierte, unterhielt sich noch einige Zeit sehr liebenswürdig mit mir, es fanden sich sogar gemeinsame Bekannte und ich freute mich über dies drollige Intermezzo.

So mögen wohl noch manche interessante, merkwürdige Persönlichkeiten dort gewesen sein, aber mit dem Tode von Frau Cosima und nun auch von Siegfried Wagner, fehlt der vermittelnde Zusammenhang; und „verwandelt dünkt mich alles“, muß ich mit Parsifal sprechen.

Wir sind am Morgen vor der großen Beisetzungsfest abgereist und haben von Bayreuth Abschied genommen für immer.

## AUF DEM FAHRRAD DURCH DIE WEITE WELT<sup>1</sup>

Das Auto hat das Fahrrad verdrängt, es ist zum Vehikel des kleinen Mannes geworden, des Arbeiters, des Ausgehers, des Packträgers, ein bequemes, billiges Beförderungsmittel. Und wenn er sich leisten kann, hat der jetzt auch schon ein Motorrad, auf dem er, sein Mädchen hinten auf dem Soziussitze, am Sonntag mit höllischem, nervenzerreißendem Geknatter in Gottes freie Natur und seine angrenzenden Biergärten rast. Meines Mannes Masseur fährt im eigenen Herrschaftsauto vor, der Hühneraugenmann auch. Schade. Es war eine hübsche Zeit, als das Veloziped aufkam und der Fahrradsport eine noble Passion war.

Mein Mann und meine drei Buben fuhren schon lustig durch die Welt, da wollte ich denn doch auch mittun. Ich war eine der ersten Damen, die in München „radelten“. Das war damals, Ende der achtziger Jahre, noch gar nicht so einfach. Ich mußte mich auf der Polizei melden mit einer schriftlichen Erlaubnis meines Ehemannes und Gebieters, mußte Alter und Konfession, Namen, Stand und Konfession meiner Eltern angeben, und da alles so weit stimmte, wurde mir gestattet, an einem bestimmten Datum an der offiziellen Prüfung teilzunehmen, die auf einem weitläufigen Terrain draußen vor der Stadt, mit allerlei Kurven und hinterlistigen Schikanen dann auch zur gegebenen Zeit stattfand. Klopfenden Herzens schwang ich mich aufs Rad, bestand die Prüfung, war nun losgelassen auf meine Mitmenschen und machte sehr stolz an der Seite meines vierzehnjährigen Buben meine erste Fahrt durch die Stadt.

Damals herrschte noch eine große Animosität von seiten der Fuhrwerksbesitzer gegen die Radfahrer, die Pferde scheuten leicht vor dem ungewohnten Anblick, und man war vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt;

<sup>1</sup> Vossische Zeitung. Unterhaltungsblatt, 10.8.1930.

zumal wenn man ein Frauenzimmer in Hosen war. Denn jahrelang hielt man es für undenkbar, in Damenkleidern zu fahren; dann kam der Hosenrock auf, ein „Junctim“ aus Hose und Rock (dies neue Modewort kann ich mir nicht verkneifen, zumal seit ich las, daß es schon bei Cicero vorkommt), und heute radelt jedes weibliche Wesen im engen kurzen Kleidchen, das sich beim Pedalieren gar lieblich bis über den Oberschenkel hinaufschiebt. Aber, wie gesagt, ich fuhr jahrelang in Hosen. „Steig ab, du Sau!“, war einer von den Kosenamen, mit denen mich Lastwagenführer außerhalb der Stadt oft und gern regalierten; und dabei drängten sie einen so dicht an den Straßenrand, daß das Absteigen fast unmöglich wurde. Dafür erntete ich von seiten der Herren Sportskollegen manche galante Anerkennung. Als ich einmal mit meinem Manne heimkehrte, fuhren auf der Leopoldstraße längere Zeit zwei Radfahrer dicht hinter uns her, bis der eine mir zurief: „Fräulein, ihre Waden erregen allgemeines Aufsehen und Bewunderung!“ Und zum Freunde gewendet: „Gelt, Spezi, das san a Paar Waderln!“ Ja, das war eine schöne Zeit, als man noch Waderln tragen durfte! Heute muß man sich ja richtig schämen, wenn man welche hat und sie sich abhungern im Schweiß seines Angesichts. In Berlin fand ich anderen, minder bajuvarischen Zuspruch. Ein Passant im Berliner Osten blieb bei meinem Anblick förmlich entgeistert stehen und machte dann seiner Verblüffung über die ungewohnte Hosenmadam mit den Worten: „Meschugge ist Trumpf!“ befreiend Luft; während ein galanter Maurer auf seinem Bau mit der Zunge schnalzte und anerkennend meinte: „Det wär wat for meinen Jaumen!“

Bald aber genügten uns unsere deutschen Vaterländer nicht mehr, wir strebten ins Weite. Und ich muß sagen, die zehn und mehr Jahre, in denen wir während unserer Sommerferien durch halb Europa radelten, gehören zu meinen hübschesten Erinnerungen. Auf keine andre Weise konnte man Land und Leute so intim kennenlernen, wie auf diesen natürlich immerhin strapaziösen und schweißtreibenden Fahrten. Wir haben zweimal die Schweiz, zweimal Norwegen von der Ost- bis zur Westküste durchquert, sind von Bozen bis Nizza gefahren, den Rhein entlang nach Holland, durch Nordfrankreich, Normandie und Bretagne, durch Süd-England bis Landseid und hinauf durch Cornwall nach Wales – kurz wir haben ein schönes Stück Welt gesehen und erlebt. Natürlich hat es an Abenteuern aller Art nicht gefehlt; aber ich kann mich nicht erinnern, daß wir, außer mit

unseren oberbayerischen Bauern im Gebirge, unangenehme Erfahrungen gemacht hätten.

In FRANKREICH nur, so lange man uns etwas extravagante fünf Radfahrer in Knickerbockers für Engländer hielt. Denn das war während des Burenkrieges, wo der uralte Engländerhaß der Nordfranzosen, der seit Jahrhunderten immer unter der Asche geglüht hat, neu aufflammte. Schon in einem Café in Reims empfing man uns mit gehässigen Zurufen und Pfeifen, und „voilà L'agence Cook“ war noch die mildeste Form. Aber weiter nördlich, wo ich unglücklicherweise durch Straßenreparaturen von meinen vorausfahrenden Herren getrennt wurde, zwangen mich die Arbeiter, vom Rade abzusteigen, indem sie mir zuriefen: „à bas les Anglais, vivent les Boers!“ Ich stieg also gehorsam ab und sagte ebenso höflich wie französisch: „Sie haben ganz recht, Messieurs, und ich rufe mit Ihnen: hoch die Buren, nieder mit den Engländern; wir sind nämlich keine Engländer, sondern Deutsche.“ Darauf zogen die Arbeiter ihre Mützen, entschuldigten sich höflich: „Oh, Madame ist Deutsche, das ist etwas anderes, Pardon! Filez, Madame, filez“ und etwas aufgeregt über den Zwischenfall, aber in stolzem Gefühl unserer Beliebtheit, erreichte ich meine Herren, die gar nicht wußten, wo ich geblieben war. In St. Malo gab's einen anderen kleinen Zwischenfall, der aber keinen irgendwie nationalen Charakter trug. Da machten sich ein paar höchst eindeutige Frauenzimmer an meine drei knapp erwachsenen hübschen Jungen heran, und als ich alte Gluckhenne in Hosen diese unter meine Fittiche nehmen wollte, brachen sie in ein wüstes Geschimpfe aus: „Voyez l'éhontée! Drei auf einmal, die Schamlose!“ Bis einige nette dicke Marktweiber der peinlichen Szene ein Ende machten und auf meine Versicherung, es seien doch meine Söhne, mich trösteten: auf solche Dirnen müsse man gar nicht hören. Aber in Caen stimmte die französische behäbige Wirtin, als sie hörte, wir wären Deutsche, eine solche Lobeshymne über unsern Kaiser an, daß mir ganz schlecht wurde: „Ah, votre empereur! Was für ein Mann! Ja, wenn wir den hätten, dann sähe es anders bei uns aus!“ Mein Gott, ich hätte ihn ihr billig abgetreten!

In ENGLAND widerfuhr mir großes Heil. Denn in einem kleinen, nie von Ausländern berührten Landstädtchen konnte die auf ihrem Hochsitz thronende Wirtin des Gasthofs sich gar nicht genug wundern über uns gesittete Deutsche, und sie krönte ihr Lob mit den Worten: „Man könnte

Ihre Söhne fast für Engländer halten, so wohlherzogen sind sie.“ Ich war ebenso erhoben wie gerührt und dankte der dicken Dame herzlich für ihre gute Meinung.

Auf unserer ersten Radfahrt durch NORWEGEN hatten wir neben den schönsten Naturerlebnissen, auch Einblick in eine uns doch ziemlich fremde Menschenwelt. Zuerst fanden wir diese nordische Bevölkerung bis zur Unhöflichkeit schroff und unzugänglich, niemand fragte nach einem, wenn man todmüde ankam, kein Hausknecht stürzte dienstbeflissen herbei, uns die verschmutzten Räder abzunehmen, jeder schien nur auf sich gestellt. Mir war diese ehrliche Derbheit nicht unsympathisch, und mit der Zeit fand ich sie viel würdiger und menschlich höherstehend, als die übertünchte, trinkgeldlüsterne Zivilisation von uns „Südländern“. Denn dafür gelten wir Deutsche ihnen ja, das fängt schon bei den Dänen an.

Es war eine ziemlich anstrengende Fahrt auf diesen schmalen Straßen mitten durchs Gebirge, und einen Augenblick sah ich mich bereits als trauernde Witwe. Mein Mann ist Mathematiker und lag als solcher viel öfter im Straßengraben, als es sich bei der Sicherheit seiner Fahrkunst erwarten ließ. Aber mathematische Probleme lösen und dabei die Lenkstange zuverlässig regieren, das läßt sich nicht immer vereinigen. Ist aber der Straßengraben ein jäh abfallender Abgrund mit schäumendem Gebirgswasser in der Tiefe, so sieht die Sache schon gefährlicher aus. Und an einer solchen Stelle sah ich den vor mir Radelnden plötzlich ins Wanken geraten und mit seinem Rade stürzen. Ich konnte nur aufschreien und mir die Augen zuhalten, denn ich wollte das Gräßliche nicht ansehen. Aber Mathematiker und Kinder scheinen einen eigenen Schutzengel zu haben, denn als ich die Augen wieder öffnete, lag mein Mathematiker nicht zerschmettert im Abgrund, sondern etwas erschrocken, aber heil und gesund zwischen zwei Prellsteinen, die ihn vor dem sicheren Tod gerettet hatten.

So kamen wir denn in ziemlich erschöpftem, sehr abgerissenem Zustand in Christiania (noch nicht „Oslo“) an und wurden, trotz telegrafisch bestellten Zimmern, in dem Hotel als untergeordnete Reisende recht bagatelmäßig behandelt und minderwertig untergebracht. Wir kleideten uns um, machten einen Gang durch die Stadt und beschlossen, in ein anderes, entgegenkommenderes Hotel zu übersiedeln. Als wir aber zurückkamen, wurden wir katzbuckelnd und mit geradezu kriecherischer Höflichkeit

empfangen, man bot uns bessere Zimmer an, erwies uns geradezu göttliche Ehren. Was war inzwischen geschehen? Björnstjerne Björnson hatte uns antelefoniert, er erwartete uns für den nächsten Tag in Aulestad! Björnson, der ungekrönte König von Norwegen! Wen der zu sich einlud, der war geweiht: *wir* waren geweiht. Die zwei Tage, die wir bei Björnsons in Aulestadt verbrachten, sind mir unvergeßlich. In seinem gastlichen Heim, einige Eisenbahnstunden und eine kurze Wagenfahrt von der Hauptstadt entfernt, wirkte Björnson nun nicht wie ein König, sondern wie ein ehrfurchtgebietender, von Familie und Bevölkerung abgöttisch geliebter, alter Patriarch, sein Haus nichts weniger als ein Palais, mehr ein geräumiges, sehr behagliches Bauerngehöft mit landwirtschaftlichem Zubehör, alles gediegen, altväterisch, norwegisch. Selbstverständlich, wie damals schon im kleinsten Nest, auf der entlegensten Insel in Skandinavien, mehrere Telefonapparate, die in diesen Tagen, der Zeit des Dreyfus-Prozesses, fortwährend in Bewegung waren, denn Björnson nahm leidenschaftlichsten Anteil an der „Affäre“, und jede Stunde brachte aus Christiania neue Nachricht über den Fortgang der Verhandlungen.

Von der fast phantastischen Popularität Björnsons mag folgende kleine, wahre Anekdote Zeugnis ablegen. Da ich schon mehrfach meine Reiseindrücke mit Anmerkungen über die sogenannten *W. C.s* verunziert habe, sei es mir gestattet, auch die norwegische Eigenart dieser Lokalitäten diskret zu streifen. Es sind das geräumige, luftige Holzhäuser, die sich in hygienisch angemessener Entfernung vom Wohnhaus befinden, meistens recht familiäre Anlagen mit zwei größeren Sitzen für Erwachsene und zwei kleineren für Kinder, so daß das Ganze den Charakter einer geselligen Veranstaltung trägt. Und wenn man auch nicht in *allen* mit der gastlichen Inschrift: *Velkommen Herrer og Damer!*“ begrüßt wurde, so fanden wir doch durchweg die Winterpelze der Familien dort aufbewahrt zum Schutz gegen Motten, was den Kürschner erspart und recht wohnlich aussieht. Nun, bei Björnsons verhielt es sich nicht anders. Und an schönen Sommertagen machte der Hausherr es sich bequem, saß seine Zeitung lesend, bei weit geöffneter Tür und genoß dort der freundlichen Aussicht und der frischen Luft. Wenn dann an Sonntagmorgen die Bevölkerung fromm zur Kirche wandelte, machte sie vor der offenen Tür Halt, die Frauen knixten bis zur Erde, die Männer zogen die Hüte, und der ungekrönte König von Norwegen nahm, auf seinem Throne sitzend, die Huldigung seines Volkes entgegen. Warum

auch nicht? Ludwig XIV. machte es ebenso und erteilte seine Audienzen gern und oft auf dem – mit Respekt zu sagen – Nachtstuhl; und was dem einen Herrscher recht ist, wird wohl dem andern billig sein: wo zugunsten des Norwegers noch die frischere Luft und die freiwilligere Huldigung seiner Untertanen sprach.

So machten wir denn auf unseren Radfahrten die amüsantesten und lehrreichsten Erfahrungen. Doch würde ich niemandem anraten, im April über den Col di Tenda zu radeln, wie mein Mann und ich es in namenlosem Unverstand auf der Rückfahrt von Nizza riskierten. Bis auf die Höhe hinauf war es zwar mühsam, aber doch noch möglich. Aber oben fanden wir tiefen Schnee, und der Wirt des kleinen Berggasthauses erklärte es für ausgeschlossen, daß wir in leichten Kleidern mit den Rädern weiter könnten, der Nordhang sei noch gänzlich verschneit und vereist. Wir mußten also gute Miene zum bösen Spiel machen und den angebotenen Omnibus, der schon zu Noahs Zeiten ein uralter ausrangierter Kasten gewesen sein muß, akzeptieren. Unsere Räder wurden verstaut, wir wickelten uns, so gut es ging, in unsere Lodenkrägen und los ging die Fahrt, mit einem banditenartigen Kutscher auf dem Bock. Inmitten des zwei Kilometer langen, stockdunklen Tunnels, den wir zunächst durchqueren mußten, hielt unser Gefährt plötzlich an und ein zweiter Bandit sprang zu dem ersten auf den Bock. Ich schmiegte mich an meinen Mann, flüsterte ihm zu: Jetzt geschieht das Schreckliche! Und erwartete zitternd den Todesstoß. Kein Mensch auf der weiten Welt wußte, wo wir uns befanden, wir würden zwar vermißt, aber unsere Leichen nie aufgefunden werden. Doch das Schreckliche geschah nicht. Als wir den schwarzen Tunnel hinter uns hatten, sprang Bandit zwei ab, dankte Bandit eins, daß er ihn durch den schmutzigen Tunnel mitgenommen habe, zog seinen breitrandigen Räuberhut vor uns und entschwand. Unserer aber harrte eine neue, unliebsame Ueberraschung! Vom blühenden, grünenden Süden kommend, fanden wir uns plötzlich in eine polare Winterlandschaft versetzt, zu beiden Seiten der Straße starteten meterhohe Schneemauern. Schnee, Schnee, wohin das Auge blickte. Wie froh waren wir nun unserer vorsintflutlichen Kutsche, denn hier wären wir in der Tat mit unseren Rädern nie durchgekommen. Mit der fuhren wir nun noch eine endlose Strecke, bis LIMONE, einem kleinen, ebenfalls noch in Schnee begrabenem Bergnest, von dem aber eine Schmalspurbahn nach Turin hinunterführte. Das Nachtquartier in diesem Limone spottete

jeder Beschreibung, es war so phantastisch-urzeitlich, daß es selbst dem von Flöhen positiv schwarzen Strohsack in der Knechtekammer von Mont St. Michel weit in den Schatten stellte. Da war es denn kein Opfer, daß wir schon früh um fünf in die nächtliche Kälte hinaus mußte, um den einzigen Zug nach Turin zu erreichen, wobei unsere Hände an der Lenkstange der Räder, die wir zur Bahn schieben mußten, fast anfroren.

Und dann Turin! Schönheit, Zivilisation, italienischer Frühling, Nietzsche-Erinnerung! Aber solche Kontraste machen das Leben reich. Und: wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen.

*Gehalten am 16. Juli 2013*

*NIKOLA KNOTH, Dipl.-Historikerin, Jg. 1955, lebt und arbeitet in Berlin, 1978–1991 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte/Akademie der Wissenschaften der DDR, 1991–1996 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für zeithistorische Forschung Potsdam, ab 1997 freiberufliche Historikerin, Veröffentlichungen zur Umwelt- und Kulturgeschichte der DDR, seit 2000 Beschäftigung mit jüdischen Lebenswelten, Familien- und deutscher Literaturgeschichte.*